

Birgit Schlieper • Polnisch für Anfänger



Foto: © Hans H. Schneider



## DIE AUTORIN

Birgit Schlieper, geboren 1968 in Iserlohn, hat Amerikanistik, Romanistik und Anglistik studiert, ihr Studium aber abgebrochen, als ihr ein Zeitungsvolontariat angeboten wurde. Seitdem schreibt sie unaufhörlich: Einkaufszettel und Postits, Reportagen, Tagebuch und Gedichte, für Nachrichtenagenturen, die SZ, in Lehrbüchern für den Deutschunterricht – und nun für cbt. Ihre Hobbys sind Skifahren (wegen des Sauerstoff- und Geschwindigkeitsschubs), Aerobic (wegen der drohenden Orangenhaut), Badminton (wegen der Sauna danach) und Wegwerfen, weil es so befreit.

Birgit Schlieper

# Polnisch für Anfänger





cbt – C. Bertelsmann Taschenbuch  
Der Taschenbuchverlag für Jugendliche  
Verlagsgruppe Random House

Unterrichtsmaterialien zu diesem Buch  
sind erhältlich unter: [www.randomhouse.de](http://www.randomhouse.de)

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.

1. Auflage

Originalausgabe April 2006

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2006 cbt/cbj Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Uwe-Michael Gutzschhahn

Umschlagfoto: init; Stock 4 b, München

Umschlagkonzeption: init.büro für gestaltung, Bielefeld

If - Herstellung: CZ

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN-10: 3-570-30291-0

ISBN-13: 978-3-570-30291-0

Printed in Germany

[www.cbj-verlag.de](http://www.cbj-verlag.de)

Ich kann nicht aufhören, in das Lachen reinzutreten. In das Lachen, das schon lange keins mehr ist. Aus dem Mund kommt nicht mehr das hohe höhnische Gekreische wie sonst. Aus dem Mund kommt nur noch Blut. Ich kann trotzdem nicht aufhören, kann meinen Fuß nicht aufhalten. Ich trage meine ausgelatschten Stoffturnschuhe und sehe, wie sich vorn das Leinen verfärbt. Über meinem großen Zeh prangt schon ein großer brauner Fleck. Das finde ich doof und trete Marius lieber in den Magen. Zu dem Blut kommt noch helle Kotze. Offensichtlich hat er heute Mittag matschige Pommes gegessen. Eigentlich schade für ihn. Heute Mittag war seine letzte Chance für eine sehr lange Zeit, feste Nahrung zu sich zu nehmen.

Marius macht jetzt gar nichts mehr. Und ich auch nicht. Mein Pferdeschwanz hat sich irgendwie aufgelöst. Müde binde ich die Haare wieder zusammen. Als ich mich umdrehe, sehe ich die Frau vom Kiosk. Sie starrt mich durch ihr Fenster an. Sie sieht fast aus wie ein eingefrorenes Bild. Und die Zeitschriften rund um ihr Guckloch bilden den Bilderrahmen. Ich sehe, dass ich immer noch die volle Coladose in der Hand halte. Ich stelle sie auf den versifften Stehtisch vor dem Kiosk und gehe weg.

Eigentlich war ich nur wegen dieser blöden Cola zum Büdchen gegangen. Ich hatte gerade bezahlt, als mich Marius' Spucke am Hals traf. Ich hatte ihn nicht sehen können,

wusste aber, das konnte nur dieser verwachsene Polackenjunge sein. Angesabberte Papierkügelchen waren seine Spezialität. Er verschoss sie durch die Röhre eines Tintenkillers. Ich hatte die fiese Spucke an meinem Hals gespürt, diese nasse schleimige Spur.

Fast hätte ich wie immer nichts gemacht. Diesen Kotzreiz einfach unterdrückt, mich selber verdrückt. Doch dann hatte ich gesehen, dass Marius allein war. Seine Brüder waren nicht dabei, seine Vettern nicht und auch sonst niemand von der Polackenbande. Ich war direkt auf Marius zugegangen, der noch einmal sein fieses Fistellachen von sich gegeben hatte und erst verstummte, als ich ihm die Coladose in dieses Lachen schlug.

So oft hatte ich dieses hysterische Gekreische schon gehört. Jetzt ist er still. Ich bin auch ganz ruhig und gehe nach Hause. Jedes Mal wenn ich den rechten Fuß nach vorn setze, gucke ich auf den rotbraunen Fleck und ärger mich ein bisschen.

Ich schließe die Haustür auf und höre sofort dieses hohe Pfeifen des Fernsehers. Der Ton selber ist abgedreht. Ohne die ganzen Talkshow-Typen fühlt mein Vater sich einsam. Er braucht diesen Dauerbesuch und die Dauerberieselung. Auf der anderen Seite kann er natürlich nicht schlafen, wenn gerade die fünfte Wiederholung eines alten Films läuft oder sich irgendwelche Assis in einer Show anbrüllen. Es ist kurz vor drei und das ist für meinen Vater noch Mittagsruhe. Als halber Italiener besteht er auf südländischen Sitten wie seine Siesta. Beim Mittagessen heute hat wohl nicht die italienische Seite in ihm gesiegt, sondern die deutsche Mentalität. In einer Pfanne glänzen noch ein paar fettige Bratkartoffeln. Dazu gab

es anscheinend Spiegeleier, wie die kaputten Schalen in der Spüle verraten. Ich nehme die Eierschalen in die Hand und zerdrücke sie weiter. Sie geben zu schnell nach. Es tut nicht richtig weh. Ich lasse sie wieder in die Spüle fallen und steige die schmale Treppe hoch. In meinem Zimmer liegt noch das Deutschheft auf dem Schreibtisch, ein angefangener Satz wartet auf Vervollständigung. Genau bei dem Satz habe ich vorhin Durst gekriegt. Durst auf eine Cola und nicht auf lauwarmes Wasser-Max-Schlabberwasser. Und dabei traf ich Marius. Ich setze mich vor den Schreibtisch und kippel mit dem Stuhl. Ob Marius noch daliegt? Es hat leicht angefangen zu regnen. Dann wird wenigstens das Blut weggespült und macht direkt neben dem Kiosk keine so hässlich braunen Flecken wie auf meinem Schuh. Und die Pommes-Kotze fließt dann auch gleich mit in den Gulli. Ekel kommt in mir hoch, wenn ich an die Polenspucke auf meinem Hals denke. Einmal hat mich Marius mit so einem Speichelpfropfen mitten im Gesicht getroffen. Doch da war seine ganze Clique dabei. Und alle hatten mit in das kreischende Gelächter des Winzlings eingestimmt. Obwohl mir sofort wütende Tränen in die Augen stiegen, hatte ich die Goldzähne blitzen sehen. Komisch eigentlich, dass Marius heute allein abgegangen hat. Sonst treten die Polen immer nur im Rudel auf. Ob morgens oder abends oder dazwischen, immer lungern sie gruppenweise am Straßenrand rum. Sie lehnen an irgendwelchen aufgemotzten Autos oder vor der Frittenbude. Ich erkenne sie schon von weitem. Nicht nur an den Goldzähnen oder den fetten Ringen, sie haben auch alle die gleiche Schädelform. Und natürlich die grobe, harte Sprache. Dabei sprechen sie mit so einem arroganten Unterton, als könnten sie Deutsch. Sie blaffen ihre Halbsätze, vergewaltigen die Worte.

Ich sehe, wie ich die Spitze meines Füllers so tief aufs Papier gedrückt habe, dass ich gleich mehrere Seiten aufspieße. Die Tinte läuft in alle Richtungen, wird zum Fleck. Erinnert mich an den Flatschen auf meinem Turnschuh. Meine Gedanken pendeln. Soll ich den Fleck rausschneiden, um ihn als Triumphsymbol in die Schublade legen zu können? Soll ich die Schuhe zusammen mit einem halben Liter Domestos in die Waschmaschine stecken? Ehe ich mich entscheide, wird der Fernseher unten wieder wach. Das heißt, Fabrizio ist wach geworden. Ich sehe ihn vor mir. Mit der Fernbedienung in der Hand, wird er auf der Couch liegen, die andere Hand wird nach Zigaretten suchen. Nach der Zigarette wird er in mein Zimmer kommen und fragen, wie es in der Schule war.

Ich hole tief Luft und brülle los.

»Er soll verbluten. BLUTEN.«

Ich schreie nicht. Ich brülle laut und dreckig. Das »U« hallt durch das ganze Haus.

»Was hast du gerufen, bella?«

Fabrizio hat die Fernbedienung noch in der Hand. Er steht in meiner Zimmertür.

Ich schweige.

»Wie war es in der Schule?«

»Toll.«

»Willst du noch ein paar Bratkartoffeln? Oder soll ich Nudeln machen?«

»Nudeln mit viel Ketschup.«

Später halte ich die Flasche kopfüber. In dicken Schlucken gießt sich der Ketschup auf die Spagetti. Es gluckst richtig aus der Flasche. Alles ist rot. Ich saue extra rum. Lass die Soße spritzen. Lass die Nudeln immer wieder zurück auf den Teller



fallen. Auf meinem T-Shirt trocknen schon die ersten Flecken. Auch rund um meinen Mund wird der blutrote Ketschup bereits krustig.

Ich esse ganz langsam. Warte.

»Ist das moderne Kunst, was du da machst?«

Ich schweige und warte weiter.

Als es schellt, bin ich als Erste an der Haustür. Die beiden Polizisten starren mich an. Ich streiche mir die Haare zurück und habe jetzt auch blutrote Strähnen.

»Bist du Mari Czessny?«

»Warum?«

»Wir möchten mit deinen Eltern sprechen.«

»Ist er tot?«

»Sind deine Eltern da?«

Der eine Polizist geht einen Schritt auf mich zu. Ich gehe einen Schritt auf ihn zu. Ich bin groß für mein Alter. Das hat Marius heute auch gemerkt. Ich rieche, dass der Polizist kein frisches Hemd angezogen hat. Es riecht nach Schweiß. Nach altem Schweiß. Ich verwische mit der Hand noch etwas Ketschup in meinem Gesicht. Fabrizio steht plötzlich hinter mir. Lacht ein unsicheres Lachen, der Blödmann. Ob er helfen könne, fragt er devot. Ob es ein Problem gebe.

»Ich hab keins«, sage ich.

»Ich glaube schon«, antwortet der andere Polizist. Ob wenigstens er ein frisches Hemd anhat, kann ich nicht riechen. Ich werde zur Randfigur. Keiner spricht mehr mit mir. Auch in der Küche nicht. Sie reden über mich. Und über Marius.

»Ist er tot?«, frage ich wieder.

Der verschwitzte Stinker guckt mich an. »Nein. Aber lebensgefährlich verletzt. Er hat die Nase gebrochen, den

Oberkiefer und das Jochbein. Außerdem hat er sehr viel Blut verloren.«

»Der hat hier gar nichts verloren«, sage ich.

Der Polizist zieht erst die Nase hoch und dann die Augenbraue.

»Sind Sie Pole?«, frage ich.

Er antwortet nicht, verhandelt wieder mit Fabrizio. Der ist total überfordert. Immerhin hat er mal Leute in der Bude und deswegen sogar den Fernseher abgestellt. Geht doch.

Und dann nehmen sie mich mit. Das überrascht mich. Ich darf nur ein paar Sachen einstecken und muss mit. Einen kurzen Moment habe ich Angst, denke sogar daran, dass wir doch morgen Mathe schreiben, aber dann ist mir alles egal. Ich will mich vorn in den Polizeiwagen setzen, darf aber nicht.

Als ich gerade hinten die Tür öffne, bekomme ich einen nassen Schwamm ins Gesicht.

»Haben wir alle mal reingerotzt«, schreit Jakob. Sie alle stehen plötzlich da. Als wir losfahren, kommt uns Gabriela entgegen. Sie strampelt hektisch nach Hause. Fabrizio wird sie angerufen haben.

Ich winke meiner Mutter nicht.

Ich schrecke auf, weiß nicht, wo ich bin. Hinter dem Fenster ist es grau, im Zimmer noch viel grauer. Mein Mund stinkt. Das Zimmer auch. Säuerlicher Gestank liegt in der Luft. Liegt vor allem im Waschbecken. Ich habe gestern Abend noch gekotzt. Hatte keine Lust, an die Tür zu klopfen. Wenn sie mich schon einsperren, dann kotze ich auch in meine Zelle. Ich habe Durst. Wasser gibt es nur aus dem Hahn über der Kotze.

»Ich motze, trotze, kotze! Ich Fotze!«, schreibe ich mit Kuli an die Tapete. Dann nehme ich einen Schluck aus dem Hahn. Ich habe keine Uhr, aber es wird wohl gleich Zeit zum Aufstehen sein. Bald fängt die Schule an, dann können sie sich alle das Maul zerreißen.

»Die Polenhure hat einen kleinen Jungen zusammengeschlagen.« Die Polenhure bin ich. Weil ich dort wohne, wo ich wohne. Dabei war ich zuerst da. Das interessiert aber niemanden. Vor allem nicht die Haarspangenmädchen. Die alle immer so einen süßen Kringel als i-Punkt malen. Für mich sind es die Sonnenschein-Girlies. Sie sitzen am Fenster, damit sie ein bisschen Sonne abkriegern. Dann können sie schon im März ihre bauchfreien Tops rausholen, um ihre Bauchrollen zu zeigen, in deren Untiefen sich irgendwo ein Piercing-Ring versteckt. Ich habe eine Bauchrolle ohne Piercing-Ring und ich sitze im Schatten. Neben mir sitzt Ronja. Sie ist sehr klein und sehr dunkelhäutig. Neben ihr wirke ich wie ein riesiger blasser Fleischberg. Wir beide sind die Zigeunerin und die Polenhure. Manchmal sind wir auch »Dick und doof und Ronja«.

Ronja kommt aus Rumänien. Oder Ungarn. Ich weiß es nicht genau. Wir reden nicht viel. Ich rede nicht viel. Und Ronja schweigt viel.

Ich werde plötzlich wütend, gehe zur Tür. Und trete dagegen. Immer wieder. Ich höre schlurfende Schritte.

»Hier stinkt's«, brülle ich.

»Mir stinkt's hier auch«, sagt ein Mann. Eine Tür fällt zu.

Die Schule muss längst angefangen haben, als meine Tür aufgestoßen wird.

»Anklopfen«, brülle ich und bin sofort wieder stumm.

Jeden hätte ich jetzt ertragen. Bullen, Psychologen, wen

auch immer. Nur meine Mutter nicht. Gabriela steht mit sorgenvollem Mitleidsblick vor mir und hält den Kopf ganz betroffen ein bisschen schräg. Ich glaube, das macht sie extra, damit ihre asymmetrische Frisur noch besser zur Geltung kommt. Sie hält ihn nämlich so, dass die Seite mit den langen Fransen nach unten zeigt. Ich glaube, vor zwanzig Jahren war so ein Seitenscheitelschnitt mal modern. Bestimmt aber nur ganz kurz. Also für ganz kurze Zeit. Meine Mutter trägt ihn immer noch. Und als i-Punkt trägt sie auf der kurzen Seite riesige Ohrringe. Das ist noch schlimmer als ein Kringel auf dem »i« anstelle eines Punktes.

»Was machst du denn für Sachen, Mari?«

»Ach, hat man es dir noch gar nicht erzählt? Ich habe Marius zusammengetreten. Weißt du, das ist der verwachsene kleine Polackjenunge. Erst habe ich ihm mit einer Coladose das Nasenbein gebrochen. Dann habe ich ihm mit dem Fuß den Kiefer zertrümmert. Wie das mit dem Jochbein passiert ist, weiß ich nicht. Hab gar keine Ahnung, wo das genau sitzt. Auf jeden Fall hat er geblutet wie ein geschlachtetes Schaf.«

Sie steht plötzlich sehr gerade. Ihr Kopf ist auch wieder senkrecht. Und so mitleidig sieht sie jetzt nicht mehr aus.

»Was sollte das?«

Ihre Stimme ist sehr kühl. Sehr hart.

»Ich wollte, dass er sein Maul hält. Für sehr, sehr lange sein Maul hält. Ich wollte einfach, dass ihm das Lachen vergeht. Hast du ihn schon mal lachen hören? Grässlich. So ein ganz hohes Fistellachen. Da platzt mir echt das Trommelfell.«

»Mir platzt gleich der Kragen.«

»Dann lass es einfach ins Waschbecken laufen. Wenn da neben der Kotze noch Platz ist.«

Ich drehe mich zur Wand und nehme mir wieder den Filz-

stift vor. Ich male kleine Gesichter in die vielen Os in meinem Satz. In »Ich motze, trotze, kotze! Ich Fotze!« sind wirklich viele Os. Manche Gesichter lachen. Manche nicht.

Meine Mutter lacht nicht. Sie tut auch nichts.

Macht nichts. Sie kann mir eh nicht helfen. Die kann immer nur reden.

Die Tür geht auf. Ein Mann kommt rein. Er trägt einen Vollbart, ein langes Sweatshirt und eine Mappe unterm Arm.

»So, dann wollen wir uns mal unterhalten.«

Interessant, was der alles weiß. Ich will mich nämlich nicht unterhalten. Vielleicht meint er ja meine Mutter. Die beiden setzen sich prompt an den Tisch mit den zwei Stühlen. Angeklagte müssen anscheinend stehen. Ich hocke mich auf die Fensterbank und warte.

»Mari Czessny, du bist gerade 15 Jahre alt geworden und damit schon straffähig. Du hast am gestrigen Nachmittag einen minderjährigen Jungen lebensgefährlich verletzt, und das nach Zeugenaussagen vorsätzlich und äußerst gewalttätig. Stimmt das?«

»Sie haben doch Zeugen. Die werden es schon wissen.«

»Mari, sei vernünftig. Wir wollen doch mit dir reden.«

Sag ich doch, die will immer reden. Ich weiß nicht, woher sie immer die ganzen Worte nimmt. Und warum.

»Mari, wir möchten auch dich als Zeugin hören. Hast du nichts zu deiner Verteidigung zu sagen?« Die Stimme, die aus dem Vollbart kommt, wird etwas weicher.

»Ich habe mich gestern Nachmittag verteidigt.«

»Heißt das, du bist angegriffen worden?«

Ich gucke aus dem Fenster. Ob die Mathearbeit schon vorbei ist? Ob ich die wohl nachschreiben muss?

»Mari, antworte bitte. Bist du angegriffen worden?« Der

Typ geht mir auf den Nerv. Er klingt fast aufgereggt, richtig hoffnungsvoll.

Ich spucke auf seine Mappe.

»Ja. So.«

Meine Mutter wischt den nassen Fleck sofort mit einem Tempo weg. Ich bin ihr peinlich.

»Du bist bespuckt worden und hast deswegen den kleinen Jungen fast zu Tode getreten. Das klingt plausibel.«

»Mari, du bist doch sonst nicht so.«

»Nein? Wie bin ich denn?« Meine Stimme ist sehr laut geworden. So kenne ich sie eigentlich nicht. So kenne ich mich nicht. Ich fühle mich plötzlich sehr schwer. Sehr müde. Ich rutsche von der Fensterbank und lege mich aufs Bett. Mit dem Gesicht nach unten. Die beiden am Tisch reden weiter. Über Anklage und Sozialverhalten. Auf dem Gebiet ist meine Mutter zu Hause. Das ist ihre Welt. Ich blicke kurz hoch.

»Könnt ihr euch nicht woanders unterhalten. Vielleicht irgendwo bei einer Tasse Tee?«

Ich höre Geraschel und Stuhlgerutsche und plötzlich sind sie wirklich weg. Ich bin ein bisschen verblüfft. Sie lassen mich tatsächlich einfach zurück. Eingesperrt. Meine Mutter hat noch nicht mal meinen Kopf getätschelt. Ich war mir sicher gewesen, dass sie das tut, und hatte sie dafür schon gehasst.

Wie, bitte schön, soll das jetzt weitergehen? Bin ich im Jugendknast? Die Tür zumindest ist von außen wieder abgeschlossen. Allerdings nicht mit einem lauten Riegel. Das ist eher so ein Kinderzimmerschloss. Das Ganze hier erinnert mich doch sehr an Hausarrest. Also entweder war mein kleiner Ausraster gestern Nachmittag wirklich ein versuchter Mord oder so was, dann will ich auch Handschellen. Oder es war halb so wild, dann will ich jetzt nach Hause. Ich mache

auch zwanzig Sozialstunden im Altersheim oder so. Meine Güte, was ist denn passiert? Ich habe zugeschlagen. Und ein bisschen getreten. Er lebt doch noch, der kleine Polenpickel. Kriegt jetzt den ganzen Mund voller Goldzähne und ist dann der Allergrößte. Trotz seiner verkümmerten Stimmbänder und seines Buckels. Seine inneren Werte würden durch ein paar Goldkronen auf jeden Fall immens steigen.

Die Tür geht wieder auf. Hier kommt und geht auch jeder, wie er will. Dabei kommt gar keiner. Die Tür wird einfach nur geöffnet. Ich gehe vorsichtig hin, stehe plötzlich auf einem langen Flur. Überall sind die Türen offen und Mädchen kommen heraus. Nur Horrorerscheinungen. Wahrscheinlich ist das hier Big-Sister und wir werden gerade auf dem allerletzten Privatsender live übertragen. Die jungen Schlampen der Nation. Ich glaube, zwei oder drei von denen habe ich schon mal in der Stadt gesehen. Ein Drittel von denen, fürchte ich, ist auf Droge, ein Drittel kommt direkt von der Platte, das letzte Drittel ist auf Droge und obdachlos. Und alle riechen auch so. Nach Dreck. Nicht nach trockenem, staubigem Dreck. Eher nach feuchtem, fiesem Ekel. Der Treck geht Richtung Mensa. Ich schlender einfach mal hinterher. Hab eh gerade nichts Besseres vor. Wir landen in einer Kantine mit einer Atmosphäre zwischen Bahnhofshalle und Jugendherberge. Weiße bauchige Kannen auf dem Tisch, Siff in den Ecken. Ich habe keinen Hunger, setze mich trotzdem an die Ecke eines langen Tisches und warte. Nach und nach kommen alle mit ihren Tablets zurück und lassen sich irgendwo nieder. Neben mich setzt sich niemand. Wer auch immer irgendwann die Küche eingerichtet hat, war schlau genug, dreieckige Tablets zu kaufen. Wenn man schlau ist, kann man die wie ein Puzzle auf dem Tisch anordnen. Die Mädchen hier sind nicht schlau.

Jede stellt ihr Tablett so vor sich hin, dass die Spitze auf sie zeigt. Plötzlich sitzt ein kleines dunkles Mädchen vor mir. Sie hat kein Tablett dabei, nur einen Suppenteller. Sie guckt mich an. Kurz und hart und fängt an zu löffeln. Als ihr Löffel den Grund erreicht und abgekratzt hat, lässt sie ihn einfach fallen und guckt mich wieder an. Lang und hart. Ganz gemächlich schiebt sie sich die Ärmel von ihrem ausgeleierte Pulli hoch. Auf ihren Unterarmen sind Linien. Viele parallele Linien. Sie sind nicht aufgemalt. Es sind Narben. Feine dunkle Narben. Nein, nicht alle sind fein. Manche sind gewuchert. Vor allem an den oberen, nah an der dünnen Haut der Armbeuge, wächst wildes Fleisch.

»Grüße von Marius«, sagt sie und lacht trocken. Es klingt nicht wirklich lustig. »Ich bin Alina«, fügt sie drohend an.

Die Mathearbeit ist längst gelaufen, die Schule auch. Fabrizio wird vor dem stummen, flackernden Fernseher liegen. Wahrscheinlich wartet auch immer noch das Deutschheft auf meinem Schreibtisch. Wartet darauf, dass ich mit der Cola-dose vom Kiosk zurückkomme. Zurück in mein ganz normales Leben. Heute ist Donnerstag. Heute wäre ich normalerweise in der »Schnittstelle«. Das ist der Friseur am Ende der Straße. Da helfe ich zweimal in der Woche. Ich fege die abgeschnittenen Haare zusammen, sammel Kaffeetassen ein, leere Aschenbecher aus und manchmal darf ich sogar Haare waschen. Bei Kindern, alten Männern oder Ausländerinnen. Die alten Männer mag ich nicht so. Die schnaufen dabei immer, außerdem ist die Kopfhaut schon so faltig und oft haben sie auch ganz schmutzige Ohren. Ausländerinnen mag ich auch nur mit kurzen Haaren. Die sind anders als die mit den angeklatschten Hochsteckfrisuren, in denen immer vierzig



Haarnadeln stecken. Oft sind die Haare auch so fettig, dass die schon ohne die Klammern hielten. Am liebsten wasche ich den Kindern die Haare. Denen schiebe ich dicke Stapel von »Gala« und »Stern« untern Popo, und dann schäume ich wie verrückt und passe höllisch auf, dass keins Schaum in die Augen kriegt. Gabriela findet nicht gut, dass ich da ein paar Euro dazuverdiene. Das sei so ein typischer Frauenberuf. Unterbezahlt und devot. Sich Fransen in die Unterlippe labern, ist für mich erst recht typisch fraulich. Und ich bin lieber devot als doof.

Gabriela wollte lieber, dass ich eine ihrer saublöden Kinderfreizeiten betreue. Damit könnte ich nicht nur mehr Geld verdienen, sondern auch mein multikulturelles Wissen aufbessern. Ich hab ihr gesagt, dass mir ihr Multivitaminsaft aus ökologischem Anbau schon reicht und ich lieber Cola trinke. Und die bekäme ich ganz nebenbei in der »Schnittstelle«.

»Außerdem habe ich damit ja auch ein regelmäßiges Einkommen«, hatte ich Fabrizio und Gabriela damals vor die Füße geknallt. Das hatte Fabrizio nämlich nicht. Nicht mehr. Nicht mehr, seit die Ostfront in unser Viertel marschiert war.

Irgendwann war Klein Fabrizio mit seinen Eltern aus dem sonigen Italien ins Ruhrgebiet gekommen. Sein Papa hatte sofort, wie es wohl damals von Itakern erwartet wurde, eine Pizzeria aufgemacht. Auf irgendeiner Familienfeier hatte mir Fabrizio mal glucksend gestanden, dass sein Vater überhaupt keine Ahnung von Pizza oder Nudeln hatte. Er war in einem Dorf bei Neapel Maschinenschlosser gewesen. Jeden Abend war er mit ölverschmierten Händen und immer viel zu spät nach Hause gekommen zu seiner Frau und dem Fabrizio-

Bambino. Irgendwann hatte seine Frau wohl keine Lust mehr auf die schmutzigen Fingernägel und den schmutzigen Rest. Die kleine Familie ging nach Norden.

»Die ersten Pizzas müssen fürchterlich gewesen sein«, hatte Fabrizio mir erzählt. Der Laden lief trotzdem. Opa sorgte dafür, dass immer alle genug Lambrusco oder Grappa im Glas hatten. Das betäubt die Geschmacksnerven. Wenn nicht viel zu tun war in der Pizzeria, schmiss Oma den Laden und Opa die Ziegelsteine. Er hat nämlich unser Haus mit seinen eigenen Händen gebaut. Wenn er abends nach Hause kam, hatte er kein Öl mehr unter den Fingernägeln, sondern Zement.

»Das hat er alles selber gebaut.« Wie oft hat mir Fabrizio schon diesen Satz gesagt? Immer wenn mein Vater sehr betrunken, sehr melancholisch oder sehr wütend ist – und irgendwas davon ist er oft –, sagt er den Satz in den verschiedensten Variationen.

»Das hat mein Vater geschaffen.«

Ich liege auf meinem Frauenhaus-Kinderheim-Bett und äffe ihn nach.

»Das hat mein Vater geschaffen.« Ich kann auch variieren:  
»Das hat meinen Vater geschafft.«

Er allein ist schuld. Mein Vater. Und seiner auch.

Wenn nicht scheinbar an jedem Ziegelstein unseres Hauses das Blut meines Opas kleben würde, wir wären längst weggezogen. Vielleicht in das Viertel, in dem die Mädchen wohnen, die so runde Kringel über ihre »Is« machen.

Als am Abend meine Tür wieder geöffnet wird, ist auf der Rückseite kein Kringel. Da sind zwei parallele Striche in den Lack geritzt. Beim Abendbrot sitzt mir Narben-Alina nicht gegenüber. Ich sitze allein. Aber ich seh sie sofort. Drei Tische

weiter fixieren mich ihre schwarzen Augen. Ich würde gern wieder demonstrativ aufs Essen verzichten. Wie heute Mittag. Doch leider habe ich Hunger. Knurrenden, klaffenden Hunger. Ich versorge mich mit sehr grauem Graubrot, Aufschnitt und einem Klecks Butter. Ich hätte jetzt auch gern einen Lambrusco. Aber hier gibt es nur Apfelschorle und schwarzen Tee. Ich gucke beim Essen nur auf meinen Teller und frage mich, wie Alina es geschafft hat, die beiden Narben in meine Tür zu ritzen, und wieso manche Mädchen es schaffen, vor lauter Kummer nichts zu essen. Manche Mitschülerinnen von mir klagen bei einem blöden Referat, dass sie drei Tage vorher nichts essen können. Und ich könnte sie umbringen dafür. Ich würde auch gern mal nichts essen können. Aber selbst damals, als Fabrizio Opas Pizzeria verkaufen musste, hat das meinen Magen kalt gelassen. Wir sind zu dritt an die Döner-Bude gegangen.

Ich fühle kalte Angst, als jemand an meine Tür klopft. Bisher hat hier noch niemand angeklopft. Ich stehe mit dem Rücken an der Wand, als die Tür aufgeht. Es ist eine junge Frau. Altersmäßig genau zwischen mir und Gabriela. Sie will mir das Haus kurz vorstellen, sagt sie. »Angenehm, Mari«, sage ich, um mich auch mal kurz vorzustellen. Sie lacht nicht. Lächelt noch nicht mal. Das würde auch gar nicht zu ihrem ausdruckslosen blassen Gesicht passen, dem hinten ein blasser Zopf anhängt.

Kurz: Ich bin in einem Haus für schwer erziehbare Mädchen zwischen vierzehn und achtzehn Jahren, weil zurzeit mein »Status« noch ungeklärt sei. Bis zur Klärung der Situation müsste ich hier bleiben. Gemeinsam mit weiteren drei- und fünfzig Bewohnerinnen. Die ersten Tage hätte ich nun

Zeit, um über meine Situation nachzudenken, mein Verhalten zu reflektieren. Danach würde ich in die Aufgaben des Hauses integriert.

Reflektion. Integration. Meine Mutter hätte schon feuchte Augen und Ohren. Ich nicke. Ich will, dass dieses Wesen mein Zimmer verlässt. Bevor sie mit mir »reden« will. Sie rafft es wohl. Lässt mir eine »Hausordnung« da. Ich falte sie sehr klein, schiebe sie unter ein Bein des Tisches, damit er endlich nicht mehr wackelt.

Ich falle tief. In einen Schlaf, der eigentlich keiner ist. Das ist kein Traum hinter meinen Augen. Das ist Realität in Zeitlupe. Ich trete wieder auf Marius ein. Ich sehe alles noch mal. Nein. Nicht »noch mal«. Eigentlich habe ich es beim ersten Mal gar nicht gesehen. Da war nur sein Mund. Der erst lachte. Zuerst laut, dann lautlos, dann schief.

Jetzt sehe ich alles wie mit Camcorder gedreht. Reality-TV. Ich schlage ihm die Coladose ins Gesicht. Es knackt. Ich drücke noch mal nach. Als wollte ich eine Kippe ausdrücken. Er taumelt. Ich gebe ihm den Rest und schubse. Er fällt. Er liegt noch nicht ganz, da trete ich zu. Ich treffe seine Schläfe. Der Kopf fliegt zur Seite. Ich wechsel auf den anderen Fuß. Trete mit links und treffe genau seine oberen Schneidezähne. Irgendwas splittert. Erstes Blut sickert durch. Ich bleibe bei dem linken Fuß. Will die unteren Zähne treffen und lande wieder bei der Nase. Gerade noch hing die ein bisschen schief nach links. Jetzt schief nach rechts. Sieht auch nicht besser aus. Marius hat sich auf die andere Seite gerollt. Ich steige über ihn drüber. Ich will ihn schließlich nicht in den Arsch treten. Ich ziele konzentrierter. Treffe wieder den Mund. Es blutet stärker. Ich sehe plötzlich auch andere Menschen. Nicht

nur die Alte aus dem Kiosk. Eine Frau geht vorbei. Sie wird nicht langsamer, nicht schneller. Marius hat sich kurz aufgerichtet, hat die Frau wohl auch gesehen, hofft auf Hilfe. Ich nutze den Moment, trete noch mal zu und treffe ihn unter dem Auge. Ich wusste nicht, dass da ein Knochen sitzt. Aber es knackt wieder hörbar. Marius wimmert. Das passt wieder. Ich will, dass er endlich still ist. Er soll nicht mehr wimmern und nicht mehr spucken können. Ich besinne mich auf mein Ziel. Fixiere ihn wieder. Trete wieder mit dem rechten Fuß. Bin ja auch Rechtshänderin. Der vordere Teil meines Schuhs verschwindet fast ganz zwischen den Lippen. Daher kommt wohl hauptsächlich der Fleck.

Ich wache nicht auf. Ich schreie auf. Schrecke auf. Ich sehe noch den Blick des kleinen Jungen. Blassblaue Augen voller Angst, voller Schmerz, voller Ungläubigkeit. Ich stehe auf, weil ich irgendwas machen muss, um diesem Bild zu entfliehen. Die Neonlampe unter der Decke flackert und zeigt mich irreal als Spiegelbild im Fenster. Mal sehe ich mich, mal sehe ich die flackernden Augen von Marius.

Ich öffne das Fenster, weil ich beide Bilder nicht ertragen kann, und lege mich wieder auf mein Bett. Ich versuche, nicht wieder einzuschlafen. Hab Angst vor einem neuen Traum und auch vor dem alten. Irgendwann schlafe ich aber wohl doch ein. Oder falle mehr in einen komatösen Zustand, der keinen Traum zulässt. Und das ist gut.

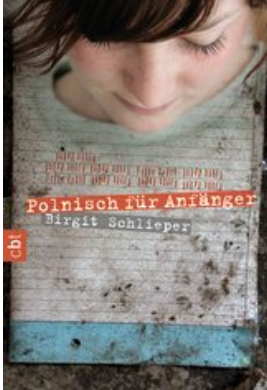
Die Stunden quälen sich durch den Tag, die Tage quälen sich dem Abend entgegen. Ewige Zeiten verbringe ich auf dem Bett sitzend. Ich zerfetze weiße Blätter, mache klitzekleines Konfetti aus den Zetteln. Ein dicker Block war mir mitsamt bunten Filzstiften ins Zimmer gebracht worden. Ich soll auf-

schreiben, was mir einfällt. Vielleicht die Tat mal aus meiner Sicht schildern.

»Du kannst aber auch einfach aufschreiben, was dir auf der Seele brennt«, hatte der verständnisvolle Vollbart gesagt. Warum ich dafür bunte Stifte bekommen habe, verstehe ich nicht ganz. Doch ich habe so eine Vorahnung. Wahrscheinlich würde sich sofort ein Psychologe auf mein Geschreibsel stürzen, sollte ich was zu Papier bringen. Ich habe überlegt, das Geschehen wirklich aufzuschreiben und den Namen Marius immer blutrot zu schreiben. Sehr gut gefiel mir auch die Idee, den i-Punkt in seinem Namen als Blutstropfen zu malen. Aber ich bin im Malen nicht so gut. Ich hatte auch überlegt, ein symbolüberladenes Bild zu malen. Da freut sich doch jeder Psychologe ein Loch in den Bauch. Ich hätte alle abgeschmackten Symbole untergebracht. Ein Messer, Friedhofskreuze, ein brennendes Herz und den ganzen Müll.

Meine Mutter macht manchmal mit ihren Integrationschülern so dämliche Spiele. Sie arbeitet im »Haus der Mitte«, das lustigerweise am Stadtrand liegt. Dort gibt sie so genannte Eingliederungskurse. Manchmal nötigt sie die Teilnehmer dann, im Bild irgendwas festzuhalten. Was sie von ihrer alten Heimat am meisten vermissen, was sie in Deutschland am schönsten finden und so 'n Mist. Manchmal sehe ich die armseligen Kritzeleien auf ihrem Schreibtisch liegen, die nimmt die echt mit nach Hause, um sie in Ruhe zu betrachten. Nicht selten habe ich schon ein Glas Bier als Motiv gesehen, und ich hab mich gefragt, zu welcher Rubrik das wohl zählt. Zur alten Heimat? Zum neuen Deutschland? Passt wahrscheinlich immer.

Vielleicht sollte ich auch einfach eine Flasche Bier malen. Würde mich wirklich mal interessieren, wie das in meinem Fall



Birgit Schlieper

## **Polnisch für Anfänger**

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 192 Seiten, 12,5 x 18,3 cm  
ISBN: 978-3-570-30291-0

cbt

Erscheinungstermin: März 2006

Wie entsteht eine Gewaltkarriere?

Polen sind das Allerletzte, findet Mari, die ständig von einer Polenclique gepiesackt wird. Da ist es nur ihr gutes Recht, sich zu wehren – und brutal zuzuschlagen. Auf die Fassungslosigkeit ihrer Familie und Freunde reagiert Mari voller Frust, Hass und Aggression. Dann ist auch Mari fassungslos: Das Gericht schickt sie zur Rehabilitation nach Polen. Dort sieht sie sich gezwungen, so manches Vorurteil zu überdenken.